

## 1 Musste es so zu Ende gehen?

*Toulouse, 13. Juli 1989*

*12. Etappe: Toulouse – Montpellier (242 Kilometer)*

Ich wusste an diesem Morgen, dass es verdammt hart werden würde. In einem Rennen, das drei Wochen dauert, gibt es gute Tage und schlechte Tage. Das Überleben ist allein eine Frage der Moral. Mit schwachen Beinen und einem starken Kopf, kannst du weit kommen. Mit guten Beinen und einem schwachen Kopf kommst du nirgendwo hin. An diesem Morgen fuhr ich mit einem schwachen Kopf aus Toulouse heraus auf die zwölfte Etappe der Tour de France.

Wäre der Start nur ein bisschen einfacher gewesen, hätte es vielleicht anders laufen können. Vielleicht wäre ich dann heute noch ein *Coureur Cycliste Professionel*. Aber wir jagten aus Toulouse heraus, als gäbe es kein Morgen mehr. Ich litt vom Start weg. Der dänische Fahrer Jesper Worre attackierte, und ich verfluchte ihn, denn das war einfacher, als ihm zu folgen. Schnell bemerkte ich, dass meine Beine nicht auf die Anforderungen reagierten, die ich ihnen abverlangte. Ich fiel zurück. Es ist schlichtweg demoralisierend, wenn sie dich zu einem solch frühen Zeitpunkt in einer Etappe abhängen. Doch ich kämpfte mich noch einmal zurück, schaffte es wieder, Kontakt zum Peloton herzustellen.

Ich schaffte es sogar, vom Ende des Feldes wieder etwas nach vorne zu fahren. Doch als auch die anderen das Tempo erneut anzogen, verlor ich gleich wieder Position um Position. Das Feld reihte sich in einer langen Schlange auf. In Panik wurde mir klar, dass ich dieses Tempo nicht halten könnte, dass sie mich schon bald wieder abhängen würden. Ich wechselte die Seite, um keinen der

Fahrer hinter mir zu behindern. Dann hörte ich jemanden lachen. Der Belgier Dirk De Wolf lachte. Ich war vor zwei Tagen einmal mit ihm aneinander geraten. Lachte er jetzt etwa über mich? Das konnte nicht sein. Es konnte doch. Er lachte mich aus. Dieser Bastard lachte mich aus. An einem guten Tag wäre ich vermutlich zu ihm hinübergefahren und hätte ihm ins Gesicht gespuckt. Aber dies war ein schlechter Tag, und ich tat mir nur selbst leid. Urplötzlich war meine Willenskraft zerstört. Dabei war doch gerade meine Moral das größte Vermögen, das ich in die Waagschale werfen konnte. Andere haben es mit Talent an die Spitze geschafft oder mit einer Mischung aus Klasse und Willenskraft. Alles was ich hatte, war stets nur mein Wille. Mein Kampfgeist. Getreu dem Motto: *Never say die, spit in your eye*. Es war allein meine Willenskraft, die meine Kindheitsträume von der Tour de France Realität werden ließ. Meine Moral war schon früher hin und wieder in sich zusammengebrochen, oft sogar, doch war ich bisher stets in der Lage gewesen, sie wiederherzustellen. Heute nicht.

Ich begann zu grübeln: »Brauche ich diesen Mist wirklich? Ich kann nach Hause fahren, Journalist werden und ein glückliches Dasein fristen. Ich muss mir nicht anhören, wie ein Belgier mich auslacht. Scheiß auf ihn. Scheiß auf die ganze verfluchte Bande.« Und dann hörte ich auf zu treten. Ich war völlig durcheinander. Ich hatte nichts dergleichen geplant. Ich war davon ausgegangen, dass ich die Tour zu Ende fahren und eine Medaille bekommen würde – so wie alle, die es bis nach Paris schaffen. Dann würde ich bis zum Ende der Saison noch ein paar Rennen bestreiten, um meine Karriere dann in der Nissan Classic auf der O'Connell Street in Dublin ausklingen zu lassen. Ich würde keine Etappe gewinnen, ich würde nichts mehr gewinnen. Das wäre illusorisch, und ich hatte aufgehört zu träumen, als ich Profi wurde, und damit vermutlich den ersten Schritt meines Niedergangs absolviert hatte. Als Anerkennung für meine bescheidene Karriere würden mir die Veranstalter noch einen Blumenstrauß in die Hand drücken, und die Radsportfans in meiner Heimatstadt würden applaudieren, wenn ich ihnen zum finalen Abschied zuwinkte. Glücklicherweise würde ich in die Anonymität des Privatlebens

hinüber gleiten und am nächsten Tag als ganz normaler Bürger in die Stadt gehen, und mich um einen Job kümmern – ganz gleich um welchen Job auch immer. So hätte es zu Ende gehen sollen. Genau so hatte ich es geplant. Doch als mich die Begleitfahrzeuge der Rennleitung überholten, und ich nach 55 Kilometern der zwölften Etappe im Freilauf die Landstraße hinunterrollte, waren meine Gedanken nicht in Dublin. Ich dachte nur an das Gelächter, dieses schreckliche, schwachsinnige Gelächter. Nein, ich brauchte diesen Scheiß nicht mehr. Ich hielt an und stieg ab. Sofort war ich umringt von Fotografen, die es vermutlich leid waren, immer nur Greg LeMond und Laurent Fignon zu knipsen: Ein schluchzender Domestike, der aus der Tour aussteigt, gibt immer ein gutes Fotomotiv für die Abendzeitung ab. Und das Beste würde ja noch kommen, sie wussten es genau.

Wer die Tour verlässt, hat nicht das Recht, einfach heimlich in das Begleitfahrzeug seiner Mannschaft zu verschwinden. Nein, er muss warten, bis der *Voiture Balai* auftaucht, der Besenwagen. Ich sah ihn kommen, und wusste, was mich jetzt erwartete. Ich stellte meine Beine auseinander, legte meine Arme auf die Seitentür und hörte das Klicken der Kameras, während ein Rennkommissar die beiden Startnummern entfernte, die auf der Rückseite meines Trikots befestigt waren. Als er fertig war, sprang ich auf die Rückbank des Fahrzeugs, begrub das Gesicht in meinen Händen und schluchzte: »Musste es so zu Ende gehen?«

Der Fahrer, der die Tour aufgibt, ist wie ein verwundetes Tier. Er fühlt Schande und Leere. Er muss allein sein, um seine Wunden zu lecken, um seine mentalen Verletzungen auszukurieren. Ich musste noch am selben Abend fort aus Montpellier. Ich konnte die Gegenwart meiner Teamkameraden ebenso wenig ertragen wie das Stirnrunzeln meines *Directeur Sportif*, meines sportlichen Leiters. Nicht fünf Minuten länger als unbedingt notwendig. Mein Freund Gerard Torres fuhr meine Frau aus Grenoble herüber ans Mittelmeer, um mich abzuholen. Ich war ihm so unendlich dankbar, dass er mich von meinen Qualen befreite. Mein Kopf quoll über vor lauter

Emotionen und Fragen. Gemeinsam legten sie die Schaltzentrale meines Hirns lahm. Auf der Heimfahrt versuchte Gerard mich aufzuheitern. Er wies mich darauf hin, was alles noch vor mir lag: im August die Weltmeisterschaften in Chambéry, im Oktober die Nissan Classic in Dublin. »Erinnerst du dich, wie stark du im letzten Jahr in Dublin gefahren bist?«, fragte er. Ich nickte nur und versuchte seinen Enthusiasmus nicht zu beleidigen.

Für mich wird es keine Weltmeisterschaften mehr geben. Keine Nissan Classic. Ich weiß, dass ich nie wieder ein Radennen bestreiten werde. Meine Willenskraft ist zerstört - und zwar irreparabel. Meine Gedanken richten sich nicht mehr in die Zukunft, sie sind Gefangene der Vergangenheit.